

RYAN BARTELMAY

**VORAN, VORAN,
IMMER WEITER
VORAN**

RYAN BARTELMAY

**VORAN, VORAN,
IMMER WEITER
VORAN**

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

Karl Blessing Verlag

Originaltitel: *Onward Toward What We're Going Toward*
Originalverlag: IG Publishing, New York

Die Übersetzung des Gedichts »I Know a Man« (dt. »Ich kenne einen«) von Robert Creeley auf Seite 366 stammt von Klaus Reichert und ist 1967 im dem Band *Gedichte* bei Edition Suhrkamp (Nr. 227) erschienen.
Mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © 2013 by Ryan Bartelmay

Copyright © 2015 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Andrea Janas
unter Verwendung mehrerer Motive von © shutterstock
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-526-2
www.blessing-verlag.de

Für meine Mädchen Rene und Vivian

Jeder Idiot kann eine Krise meistern;
es ist der Alltag, der uns zermürbt.

– ANTON TSCHECHOW

Chic Waldbeeser & Diane von Schmidt

SEPTEMBER 1950

Im Bus nach Florida wollte Diane nicht Chics Hand halten, die wie ein toter Fisch auf seinem Knie lag. Sie würdigte sie keines Blickes und stellte sich schlafend.

Dann gab sie es auf und starrte wütend auf den Hut des Mannes vor ihnen. Dabei war sie sonst überhaupt nicht so. Während des letzten Monats hatte sie die ganze Zeit wie ein Wasserfall über ihre bevorstehende Hochzeitsreise geredet – *das müssen wir unbedingt machen, und jenes müssen wir unbedingt machen, das auch und das noch und das sowieso* –, und jetzt, wo es so weit war, knirschte sie so laut mit den Zähnen, dass er es hören konnte.

Bei einer Pause in Kentucky fragte er sie, ob sie eine Limonade oder etwas zum Knabbern wolle. Sie starrte bloß schmolzend aus dem Busfenster. Im Tankstellenladen kaufte er sich am Automaten eine Flasche Coca-Cola, dann beobachtete er durch die Fliegentür ein paar Navy-Leute, wie sie einen kleinen Hund mit einem Stock triezten. Plötzlich musste er an Lijy denken, die Frau seines Bruders. Was sollte diese Rückenmassage bei der Feier?

Der alte Mann an der Kasse meinte: »Dieser Truman gehört nicht nach Washington. Wallace, ja, den hätte ich gewählt. Das heißt, wenn ich jemanden gefunden hätte, der auf meinen Laden aufpasst, damit ich wählen gehen kann.«

Chic nahm einen Schluck von der Coca-Cola.

»Aber keine Chance. Mein Sohn will nichts damit zu tun haben. Und meine Frau, die sitzt den ganzen Tag an der Nähmaschine.«

»Die tun dem Hund noch weh«, sagte Chic.

»Ach wo. Der Hund ist zäh. Einmal hat ihn ein Laster angefahren, und er ist einfach aufgestanden und hat weitergebellt. Wie dieser Hund sind wir alle. Wir bellen immer weiter.«

Chic kramte ein Zehncentstück aus der Tasche. Er hatte Lust auf Käseflips.

»Hey, wohin fährt der Bus?«, fragte der Alte.

»Nach Florida. Danach, weiß ich nicht. Zurück wahrscheinlich.«

»Wissen Sie, was ich in Florida machen würde? Das Florida Wildlife Institute besuchen. Hab gehört, da gibt's Albinokrokodile.«

»Glaub nicht, dass das meiner Frau gefallen würde.«

»Sie sind verheiratet?«

»Ja, Sir.« Chic legte sein Geld auf die Theke.

»Trotzdem, ich würde mir das Wildlife Institute ansehen an Ihrer Stelle. Wegen einer Frau lässt man sich doch kein Albinokrokodil entgehen.«

»Haben Sie schon mal eins gesehen?«

»Nur davon gehört.«

Auf der Weiterfahrt stopfte sich Chic Käseflips in den Mund. Er dachte an dieses Albinokrokodil. Er hatte noch nie einen Albino gesehen. Mit ihm war ein Junge in die Grundschule gegangen, an dessen Namen er sich nicht mehr erinnern konnte. Er hatte hellblondes Haar, und alle sagten, er sei ein Albino. Aber das stimmte nicht. Albinos hatten rosa Augen, und die des Jungen waren blau. Später zog er weg. Was wohl aus ihm geworden war? Wahrscheinlich hatte er irgendwo die Highschool besucht, geheiratet und sich eine Arbeit gesucht.

»Manchmal begreife ich dich einfach nicht, Chic Waldbeeser.«

Er sah seine frisch angetraute Ehefrau an. Der Zorn in ihr arbeitete sichtbar wie ein rotierender Bohrer.

»Du hast seit ...« Er schaute auf seine Uhr. »Seit zwölf Stunden kein Wort mit mir geredet. Und auf einmal erzählst du mir, dass ich nicht zu begreifen bin. Was ist denn los mit dir?«

Sie wandte sich ab und starrte wieder zum Fenster hinaus. Der Bus kam an einem Plakat vorbei, auf dem stand: »Fahren Sie vorsichtig. Das Leben, das Sie retten, könnte Ihr eigenes sein.«

Ihm war klar, dass er sich jetzt wirklich anstrengen musste. Also hielt er ihr einen Käseflip unter die Nase. »Willst du einen? Die sind gut.«

Sie legte den Kopf an die Scheibe und tat, als würde sie schlafen.

Chic aß den Flip selbst. Zweimal stieß er sie leicht mit dem Ellbogen an. Dann bohrte er ihr den Zeigefinger in den Arm. Nach ungefähr einer Minute schlug sie die Augen auf und sagte: »Hörst du bitte auf damit.«

»Warum bist du so sauer?«

»Das weißt du ganz genau.« Sie schloss die Augen.

Wieder stieß er leicht ihren Arm an – einmal, zweimal, dreimal, viermal.

»Wenn du nicht damit aufhörst, schreie ich.«

Er aß seine Flips auf und schaute sich nach den anderen Fahrgästen um. Die Navy-Leute saßen ganz hinten und unterhielten sich flüsternd. Eine Erdnuss flog durch den Gang und landete auf der Frau gegenüber von Chic. Chic drehte sich um und sah, dass die Navy-Leute kicherten. Einer hielt sich sogar die Hand vor den Mund. Die Frau wischte sich den Arm ab. Sie war in Carbondale eingestiegen und hatte dem Fahrer erzählt,

dass sie ihre Granny in Pensacola besuchen wollte. Er schielte hinüber zu Diane, um zu erkennen, ob sie noch schlief. Ihre Augen waren geschlossen.

In der Highschool hatte Chic nie eine Freundin gehabt. Immer wenn er sich einem Mädchen näherte, erstarrte er, und seine Zunge fühlte sich an wie ein Schwamm. Dabei war er gar nicht unattraktiv mit seiner Bürstenfrisur, der umgeschlagenen Levi's und dem gestärkten weißen T-Shirt, doch wegen seiner verwirrten Miene wirkte er leicht zurückgeblieben. Wenn er ein Zimmer betrat, war er sich nicht sicher, wo er hinsollte, also blieb er im Türrahmen stehen und löste einen Stau aus. Bei den Lehrern und anderen Erwachsenen war er beliebt. Er lächelte viel, schnitt sich regelmäßig die Fingernägel, sagte immer »Bitte« und »Danke« und sprach Frauen mit »Ma'am« an. Im November, als er bei einem Footballspiel in Middleville auf der Tribüne saß, kam Diane auf ihn zu und erklärte ihm, dass sie erwarte, von ihm, Chic Waldbeeser, nach dem Spiel in die Milchbar eingeladen zu werden. Er war mit einer Gruppe anderer Jungen da, Jungen wie er, kaum der Rede wert, die auf einen Schlag verstummten und mit gereckten Hälsen zu Diane aufblickten. Diane von Schmidt kannten alle. Ihr Vater war Mathematiklehrer, aber sie benahm sich nicht wie die Tochter eines Mathematiklehrers. Zu den Schulbällen erschien sie in Pumps. Zwei Jahre lang war sie fest mit Randy Rugaard zusammen gewesen, der im Sportunterricht damit geprahlt hatte, dass sie ein heißer Feger war. Damit meinte er, dass sie eine Wildkatze war. Und damit meinte er, dass sie ihm einiges abverlangte.

Nach einem gemeinsamen Eis saßen sie auf den Vordersitzen des viertürigen Plymouth von Chics Mutter, und Diane drückte ihren Mund auf Chics Lippen. Kichernd löste sie sich nach einigen Sekunden von ihm und wischte sich den Mund

ab. Dann fragte sie: »Was wünschst du dir mehr als alles andere auf der ganzen, weiten Welt?« Ihre Stimme klang so selbstbewusst, dass Chic ganz unsicher wurde.

»Einen großen Hund«, sagte Chic.

»Nein, ich meine vom Leben.«

Darüber musste er nachdenken. Mit einem großen Hund würde alles ein bisschen besser werden. Große Hunde machten Familien glücklich, und seine Familie war seit zehn Jahren nur noch ein Scherbenhaufen. Als er acht war, war sein Vater hinter die Scheune gegangen und hatte sich in den Schnee gesetzt, um zu erfrieren. Ungelogen. Diane wusste davon. Alle wussten es. Und alle schauten Chic deswegen ein wenig schief von der Seite an. Die meiste Zeit dachte er lieber nicht so viel darüber nach. Er dachte nur daran, dass er eines Tages seine eigene Familie haben würde – und diesen großen Hund. Anscheinend war das die brauchbarste Art, mit solchen Dingen umzugehen: immer weiter voranzugehen und nicht zurückzuschauen. So hatte es seine Mutter gemacht. Einen Tag nach der Beerdigung seines Vaters stieg sie in Tom McNeeleys Dodge und fuhr mit ihm herum. Also, was wünschte er – Chic Waldbeeser – sich mehr als alles andere? Eigentlich war die Antwort darauf ziemlich einfach, auch wenn er sie tief in sich verbarg, weit hinten in seinem Kopf, dort, wo Spinnweben hingen und ständig ein Wasserhahn tropfte. Aber weil sie gefragt hatte und Diane von Schmidt war, die Tochter eines Mathematiklehrers und ein heißer Feger, verriet er es ihr. »Ich wünsche mir eine normale Familie.«

»Wie bitte?«

»Eine normale Familie. Ein ganz normales Leben.«

Ein knappes Jahr später richtete Dianas Vater eine große Hochzeit aus. In der katholischen Kirche von Middleville drängten sich Dianas Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen und deren

Kinder. Chics Mutter schickte einen Obstkorb mit einer Karte, in der sie schrieb, dass sie nicht kommen konnte, weil sie in Florida war und Tennis spielen lernte. Am Tag nach Chics Highschool-Abschluss war sie mit Tom McNeeley dorthin gezogen. Der einzige Geladene von der Waldbeeser-Seite war Kenneth Waxman, ein Freund von Chics Vater. Mr. Waxman saß zusammengequetscht hinten in der Kirche neben Dianas Cousine dritten Grades Mary Lou aus Junction City, Kansas, und ihren sieben Kindern.

Ein älterer Onkel Dianas, der schon lange in Middleville lebte, beugte sich zu seiner Frau und fragte: »Was genau hat der alte Waldbeeser gemacht?«

»Selbstmord«, antwortete sie. »Vor zehn Jahren oder so.«

»Ja, ja ... das weiß ich. Ich meine, was hat er *gemacht*.«

Sie zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich in der Konservenfabrik gearbeitet.«

Chics Bruder Buddy stand mit dem Ring in der Tasche vor dem Altar neben Chic. Erst vor Kurzem war er von irgendwo im Osten oder Westen zurückgekehrt. Er war nicht besonders mitteilksam. Auf jeden Fall kam er rechtzeitig zu Chics Hochzeit und hatte seine indische Ehefrau dabei, die, weil sie einen Sari trug und in Sandalen ihre Zehen zeigte, bei den Kleinstadtbewohnern Getuschel auslöste. Buddy war lang und dünn wie eine Bohnenstange. In einem überfüllten Zimmer sah man ihn als Ersten, doch ansonsten konnte man nicht behaupten, dass er die anderen überragte. Seine Standardnote an der Highschool war »Ausreichend« gewesen. Und er war schüchtern. Bei der Feier im Gemeindesaal genehmigte er sich zu viel von dem starken Punsch und schwafelte während seiner Rede als Trauzeuge endlos von seinem Vater, vom Vater seines Vaters und von dessen Vater, Bascom Waldbeeser, der aus Deutschland eingewandert und zusammen mit seiner Frau Kiki und ihrem

gemeinsamen Sohn Bascom junior aus New Orleans hierhergekommen war, um Middleville zu gründen.

Die Gäste auf ihren Klappstühlen schauten einander an. Jeder Einwohner der Kleinstadt wusste, dass Middleville und die Konservenfabrik in den Achtzehnhundertachtzigern von R.S. Archerbach und seinen Söhnen gegründet worden war. Es gab sogar ein Buch, *Middleville, Illinois: Unsere Stadt, unser Leben, unsere Geschichte*, das Mrs. Ruth Van Eatton verfasst hatte, eine Englischlehrerin an der Highschool. Das Buch zeigte auf Schwarz-Weiß-Fotos die Familie Archerbach und andere führende Familien des Orts, dazu den Holzbau der Kürbiskonservenfabrik (inzwischen ein Nationaldenkmal) an der Main Street um 1884 und die Eisenbahnstation an der Jefferson und First Street, die Middleville mit dem dreißig Kilometer nördlich gelegenen Peoria verband. Diane beugte sich vor und fragte Chic, warum sein Bruder behauptete, dass die Familie Waldbeeser für die Konservenfabrik verantwortlich war. Achselzuckend tat Chic, als hätte er keine Ahnung, worauf sein Bruder hinauswollte. Dabei wusste er es ganz genau. Das hatte ihnen ihr Großvater erzählt, als sie noch klein waren, ein Märchen, das Buddy und Chic dazu bewegen sollte, sich in der großen, weiten Welt zu behaupten und ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. So interpretierte Chic zumindest die Geschichte.

Nach einer Viertelstunde knipste ein zehnjähriger Cousin das Licht aus, und im ganzen Saal wurde es stockdunkel. Tanten und andere Frauen ächzten erschrocken. Jemand flüsterte: »Gott sei Dank.«

Als es wieder hell wurde, stand Buddy leicht schwankend mitten auf der Tanzfläche. Sichtlich betrunken, hob er sein Glas. »Herzlichen Glück...« Er rülpste. »Herzlichen Glückwunsch.«

Dianes Vater führte ihn durch eine Seitentür hinaus auf den Parkplatz, und jemand warf die Musikbox an: Patti Page sang »All My Love«.

Als sich das Durcheinander wieder gelegt hatte und die Leute nach den Händen ihrer Liebsten griffen, um sie aufs Tanzparkett zu zerren, fand sich Chic auf einmal hinter Buddys Frau Lijy wieder. Sie zupfte sich gerade Fussel von ihrem Sari. Während der gesamten Feier hatte er beobachtet, wie sich Tanten und Onkel anstießen und hinter vorgehaltener Hand über Lijy redeten. Mit Ausnahme von Bildern in Büchern war sie die erste Inderin, die die Leute in Middleville je zu Gesicht bekommen hatten. Wenn sie auf der Main Street ins Kaufhaus Witzig gegenüber der Milchbar trat, bremsen kreischend die Buick Roadmasters, auf deren Rücksitzen achtjährige Knirpse saßen und die Fenster herunterkurbelten, um mit dem Finger auf sie zu zeigen. Als er nun am Rand der Tanzfläche stand, drängte sich Chic so nah an sie heran, dass er ihr Haar riechen konnte. Es roch seltsam, aber gut – erdig und würzig, nach Moschus vielleicht. Sie erinnerte ihn an eine Puppe.

Plötzlich drehte sie sich um und räusperte sich.

Sofort bemerkte Chic die Wölbung ihrer Brüste unter dem Sari. Das war ihm bisher nicht aufgefallen. Doch da waren sie – ungefähr so groß wie Grapefruits. »Ich ...« Schnell senkte er den Blick zu seinen Schuhspitzen und drückte die Augen ganz fest zu. Sie hatte es gesehen, sie hatte gesehen, wie er auf ihren Busen gestarrt hatte. »Entschuldigung«, murmelte er.

Doch sie beachtete ihn gar nicht. Ihr Blick zielte an ihm vorbei zu der Seitentür, durch die Buddy auf den Parkplatz hinaus verschwunden war. Chic schaute über seine Schulter und sah, wie sein Bruder, gefolgt von Dianes Vater, wieder hereinkam. Buddy wischte sich mit einem Taschentuch den Mund

ab, und seine Krawatte hatte sich gelöst. Er war bleich, als hätte er sich gerade übergeben.

»Möchtest du eine Rückenmassage?«, fragte Lijy.

Chic sah sie mit großen Augen an.

»Hast du mich gehört?«

Meinte sie das ernst? Er ließ den Blick über die Hochzeitsgäste gleiten. Auf dem Tanzparkett warf Diane die Beine hoch, während ein Kerl Akkordeon spielte. Ihre Verwandten hatten einen Kreis um sie gebildet und klatschten mit. Lijy packte ihn am Unterarm und führte ihn zu einem leeren Tisch. Dort forderte sie ihn auf, die Jacke seines Smokings auszuziehen und sich auf den Stuhl zu setzen. Dann berührte sie ihn mit ihren Händen. Sie waren kalt, doch sie hatte diesen Trick, sie aneinander zu reiben, dann fuhr sie damit wieder über sein Hemd und drückte seine Schultern. Ein gutes Gefühl – mehr als gut.

Allerdings nahm Chic das gar nicht richtig wahr, weil er so sehr damit beschäftigt war, nicht die Fassung zu verlieren. Während Lijy seinen Rücken rubbelte und knetete, behielt sie Buddy immer im Auge, der gar nicht mitbekommen hatte, dass sie seinen Bruder, den Bräutigam dieses ganzen Hochzeitsspektakels, an einen leeren Tisch gezerrt hatte, um ihm den Rücken zu massieren. Sie beobachtete, wie Buddy zum Punschtresen torkelte und sich von der Frau mit der Kelle ein Glas eingießen ließ. Mit einer einzigen ruckartigen Bewegung kippte er den Punsch hinunter und streckte ihr das Glas zum Nachschenken hin.

»Das hier ist dein Amsa Phalak«, flüsterte sie Chic ins Ohr. Ihre Hände arbeiteten sich zu seinem mittleren Rücken vor.
»Vrihati Marma. Parshva Sandhi. Katika Tarunam.«

Chic streifte kurz die Befürchtung, dass Diane herüberschauen könnte, doch dieser Gedanke verflüchtigte sich schnell wieder, weil sich die Rückenmassage so gut anfühlte. Sie

fühlte sich einfach so gut an. »Mach weiter«, flüsterte er. »Ja, genau da.«

Völlig unvermittelt hörte Lijy auf, strich an ihm vorbei und ließ ihn sitzen. Das Hemd hing ihm aus der Hose, die Smokingjacke lag achtlos hingeworfen auf dem Tisch. Er sah, wie Buddy durch die Seitentür zum Parkplatz wankte und Lijy ihm folgte.

Als sie nach der Busfahrt das Motelzimmer in Pensacola betraten, war Chic erschöpft. Außerdem redete Diane noch immer nicht mit ihm. Nach dem Zähneputzen gingen sie ins Bett; er lag im Dunkeln und dachte nach. Den ganzen Hochzeitstag über hatte er sich gegen die Witze von Dianas Onkeln und Cousins über die Hochzeitsnacht gewehrt. Und jetzt waren sie hier, und sie war sauer und er nervös. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Er schob sich von hinten an sie heran und legte den Arm um sie. Ja, so war es gut. So war es richtig. Nur noch eine Frage der Zeit jetzt. Er wartete. Ihr Haar roch nicht wie das von Lijy, sondern nach Bus und Zigarettenrauch. Er kam noch näher und schmiegte sich an sie. Zählte bis zehn. Dann bis zwanzig. Das Fenster des Motelzimmers war offen, und die Vorhänge bauschten sich in der Meeresbrise.

Diane öffnete die Augen und betrachtete seine Hand, die auf der Matratze lag. Er hatte noch immer die Uhr um. Sie wälzte sich unter seinem Arm heraus und tappte ins Bad, zog die Tür zu und sperrte ab. Jetzt war es so weit. Sie war ins Bad gegangen, um sich frisch zu machen, um sich herzurichten, um vielleicht in etwas Passenderes zu schlüpfen und sich in den heißen Feger zu verwandeln, von dem Randy erzählt hatte. Chic streifte die Boxershorts ab und lag mit einer flammenden Erektion im Dunkeln. Dann kam er sich komisch vor, so nackt auf dem Motelbett, und zog die Unterhose wieder an. Er lauschte auf Diane im Bad, ohne viel zu hören. Vielleicht trug

sie Parfüm auf. Gleich – jeden Moment – würde sie die Tür aufmachen, ins Zimmer spazieren und sich auf ihn stürzen, um die Hochzeitsnacht endlich ins Rollen zu bringen.

Das Seashell Inn, ein rosafarbener Bau, stand hinter Jack's Hamburger Shack. Jack's war ein Drive-in-Lokal mit einer Schar Kellnerinnen, die motorisierten Touristen Hamburger, Corndogs und Pommes verkauften. Gleich unter dem Motel-fenster lag die Hintertür zur Küche. Gerade standen zwei Köche rauchend davor und sprachen darüber, dass sie nach dem Säubern noch in eine Bar namens Mo's Cantina wollten.

Zwanzig Minuten später war Diane immer noch im Bad, und nichts deutete darauf hin, dass sie bald herauskommen würde.

»Diane?«

Sie antwortete nicht.

»Schatz.«

Nichts.

Chic starrte an die Decke und dachte an Lijy. Er malte sich aus, wie sie sich im Bad das lange, schwarze Haar bürstete.

»Schatz, hast du bei der Feier was gesehen?«

Keine Antwort.

»Das kann ich dir erklären.«

Der Wasserhahn wurde aufgedreht, dann wieder zu.

»Es ist nicht das, was du denkst.«

Als Chic am Morgen aufwachte, war Diane immer noch nicht aus dem Bad herausgekommen. Er stand auf und klopfte an die Tür, aber sie antwortete nicht. Er malte sich aus, wie sie auf der Toilette saß. Wieder klopfte er. »Schatz.«

Nichts.

Gut. Von mir aus. Dann bist du eben sauer. Es war doch bloß eine Rückenmassage, eine kleine Rückenmassage, und außerdem hatte er sich entschuldigt. Und überhaupt hatte das Ganze

vielleicht zwei Minuten gedauert. Er zerrte die Vorhänge auf, um die Floridasonne hereinzulassen. Von so was ließ er sich nicht seine Hochzeitsreise verderben.

In der Motelloobby aß er eine Gratisorange, dann ging er hinunter zum Strandpier, um ein wenig zu flanieren. Die ganze aufgestaute sexuelle Energie – von der Hochzeitsnacht und der Rückenmassage – schoss durch seinen Körper wie eine Flipperkugel. Er kam sich vor wie eine qualmende, dampfende Rakete auf der Abschussrampe. Sein Schädel brummte. Und schon den ganzen Morgen über pochte es in seinem linken Hoden, nein, *pochte* war nicht der richtige Ausdruck. Er fühlte sich schwer an, ein Steinhoden, der hin- und herbaumelte, während er den Holzsteg entlangging. Er wusste, was zu tun war. Also schlüpfte er in die Spielhalle und fand die Toilette hinten bei der Skee-ball-Anlage. Dort trat er in eine Kabine und sperrte die Tür hinter sich zu. Er zog den Reißverschluss auf und masturbierte schnell über der Kloschüssel, während er an Lijy dachte, an ihre Hände auf seinem Rücken, an ihre grapefruitgroßen Brüste, und auch an Diane und das, was Randy Rugaard über sie erzählt hatte.

Danach verwandelte sich Chic in einen Touristen. Ausdauernd lief er auf dem Pier hin und her. Er stolzierte praktisch dahin, obwohl er sich ein wenig schämte und es nicht über sich brachte, jemandem in die Augen zu sehen. Schließlich hatte er gerade auf einer öffentlichen Toilette masturbiert. Doch körperlich fühlte er sich großartig. Besser als großartig. Fantastisch. Wunderbar. Erleichtert. Er schaute sich im Kasino und an den Souvenirständen um. Aß eine Portion Zuckerwatte. Kaufte sich ein Guayabera-Hemd, rollte seine Kakihose hoch und schlenderte am Wasser entlang, sodass seine Füße nass wurden. Der Sandmatsch zwischen den Zehen behagte ihm nicht, also kehrte er zum Pier zurück. In einem Restaurant namens Katy

Hooper aß er zu Mittag und trank ein Bier. An der Wand hingen Plakate, die für den nächsten Freitagabend einen Boxkampf zwischen Bruno Schneider und Jimmy Dixon ankündigten. In einer Auslage für Touristenprospekte entdeckte Chic ein Faltblatt vom Florida Wildlife Institute und steckte es in die Gesäßtasche.

Bei seiner Rückkehr ins Seashell Inn war Diane noch immer im Bad. Chic ließ sich aufs Bett fallen und schlug den Prospekt des Florida Wildlife Institute auf. Es gab tatsächlich ein Albinokrokodil. Er hörte, wie Diane einen Waschlappen auswring. Plötzlich hatte er Gewissensbisse wegen der Sache auf der Spielhallentoilette. Er sagte sich, dass jeder andere Kerl es genauso gemacht hätte. Und wenn ihn jemand beobachtet hatte? Das wäre peinlich. Nein, niemand hatte ihn beobachtet. Er hatte extra die anderen Kabinen überprüft. Alles in Ordnung. Jetzt war es vorbei. Er musste es einfach tun. Er knöpfte sein neues Guayabera-Hemd auf, um den leichten Luftzug vom offenen Fenster auf seiner Brust zu spüren. Von draußen hörte er die dumpfen, unverständlichen Stimmen der Kunden von Jack's Hamburger Shack. Er fragte sich, was wohl in Middleville los war. Ihm fiel sein Job in der Kürbiskonservenfabrik ein. Seinem Chef, Mr. Meyers, war es nicht recht gewesen, dass er sich so lange freinahm.

Chic fixierte die geschlossene Badtür. »Die meisten Leute machen nur einmal im Leben eine Hochzeitsreise, weißt du.«

Er wartete auf eine Antwort.

»Ich hab gesagt, dass die meisten Leute nur einmal eine Hochzeitsreise machen.«

Heimlich hoffte er darauf, dass sie gleich ins Zimmer platzen und einen Streit mit ihm anfangen würde. Dann würde er ihr von der Toilette in der Spielhalle erzählen. Und dass er dabei an Lijy gedacht hatte.

Aber dann platzte sie doch nicht ins Zimmer, und er faltete den Prospekt zusammen, um ihn auf den Nachttisch zu legen.

»Ich hab keine Lust, den ganzen Tag auf dich zu warten«, sagte er. »Ich geh jetzt runter zum Pool.«

Der Pool lag hinter dem Seashell Inn, gleich neben dem Parkplatz. Es war ein kleines, eiförmiges Becken mit einer flachen und einer tiefen Seite und einer Rutsche. Auf dieser tummelten sich mit viel überflüssigem Gekreische drei Kinder, anscheinend Geschwister. Chic wollte eigentlich bloß seine Ruhe haben, wollte in den Pool gleiten und sich überlegen, wie er Diane aufmuntern konnte. Es war doch nur eine läppi-sche Rückenmassage. Klar, Lijy war eine attraktive Frau, und er fühlte sich von ihr angezogen – wem würde es anders gehen? Aber sie war die Frau seines Bruders. *Die Frau seines Bruders*. Nicht dass sein Bruder so eine Frau verdient hatte. Bestimmt nicht. Sein Bruder war ein merkwürdiger Kerl. Nach seinem Highschool-Abschluss hatte er Chic praktisch im Stich gelassen; und Chic musste von da an allein zurechtkommen und mit ansehen, wie seine Mutter und Tom McNeeley ihre Beziehung auf der Veranda bei ausgiebigen Abendessen und langen Unterhaltungen mit viel Gekicher bekräftigten. Ganz zu schweigen davon, dass Buddy Lijy ständig in dem großen Haus im »neuen« Teil von Middleville allein ließ, um wegzufahren zu seinen undurchsichtigen Geschäften mit diesen Goldmünzen, die er sammelte. Wäre Lijy seine Frau gewesen, Chic hätte neben ihr auf der Couch gesessen, den Arm um sie geschlungen und sie nie mehr losgelassen. Aber er und Buddy waren eben verschieden. Das fing schon bei den Goldmünzen an. Buddy hatte ganze Koffer voll davon. Die Sache hatte damit begonnen, dass ihr Großvater, Bascom junior, der auch die Geschichte über die Gründung Middlevilles durch die Waldbeesers erfunden hatte, ihnen beiden einen Double-Eagle-Dollar

von 1899 schenkte. Von da an trug Buddy die Münze immer mit sich herum und zog sie bei den verschiedensten Gelegenheiten heraus, zum Beispiel in der Schulpause, wenn alle anderen Kinder Tetherball spielten. Chic tauschte seine gegen eine Packung Kaugummis, die er sich alle in den Mund stopfte und zwanzig Minuten durchkaute, ehe er den Klumpen ausspuckte und die blöde Goldmünze wieder vergaß. Als sie Kinder waren, schleppte ihr Großvater oft am Sonntagnachmittag seine Sammlung an, die er in Munitionskästen aus Stahl aufbewahrte. Während er sie unter die Lupe hielt, erzählte er Buddy (und Chic, der aber nicht mit ihnen in den Münzen herumstöberte) ausführlich Geschichten über seinen Vater, ihren Urgroßvater Bascom, den Gründer von Middleville. Unter anderem behauptete er, dass die Junior's Kürbiskonserven – der Stolz des Ortes – nach ihm, Bascom junior, benannt war. Er war der Junior in diesem Namen. Chic erinnerte sich, wie Buddy seinen Großvater mit offenem Mund angestarrt hatte, während er diese Geschichte erzählte. Natürlich glaubten sie ihm beide jedes Wort. Buddy war damals acht, Chic fünf. Wegen dieser Geschichte redete Buddy ständig über ihren Großvater – Grandpa dies und Grandpa jenes. Und immer wenn sie mit ihrer Mutter bei Stafford's, dem Lebensmittelladen, einkauften, rannte Buddy in den Gang mit den Konserven und bewunderte die vielen Reihen von Junior's-Dosen. Buddy war der Ältere, er hätte es besser wissen müssen. Doch anscheinend glaubte er es oder wollte es zumindest glauben. Buddy war schon immer einer gewesen, der etwas wollte. Und jetzt hatte er auch etwas. Wusste er das denn nicht? Wenn er nicht aufpasste, würde er es verlieren. Und er, Chic Waldbeeser, hatte ebenfalls etwas, und das ließ er sich bestimmt nicht wegnehmen.

Später am Nachmittag kam Diane herangeschleudert. Sie hatte einen riesigen Sonnenhut auf, dessen breite Krempe einen

dunklen Schatten über ihr ganzes Gesicht warf. Chic hatte sich in der flachen Hälfte des Pools eingerichtet und beobachtete, wie sie einen Liegestuhl aufstellte. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt, und als sie aus dem Bademantel schlüpfte, kamen ihre Schultern zum Vorschein, die weiß wie Holzleim waren. Sie trug einen Badeanzug mit einem Röckchen, das ihre Oberschenkel bedeckte. Eine Weile hantierte sie mit dem Stuhl, bis sie ihn dort hatte, wo sie ihn haben wollte. Schließlich ließ sie sich nieder, um ein Buch zu lesen.

Chic kletterte aus dem Wasser und tappte zu ihr hinüber. Dann stand er ihr in der Sonne und triefte auf ihre Beine. Sie legte das Buch weg und blickte mit zusammengekniffenen Augen zu ihm auf.

»Es tut mir leid.«

»Ich hab dich beobachtet, Chic. Dich und diese ... die Frau deines Bruders. Die Inderin.«

»Ich sag doch, es tut mir leid.«

Mit einem Mal ging ihm auf, dass sie gekränkt war. Er sah es an ihrer bebenden Lippe. Das war eine ganz andere Diane, nicht die Frau, die genau wusste, was sie wollte, und erst zufrieden war, wenn sie es bekommen hatte. In diese Frau und ihr Selbstbewusstsein hatte sich Chic bis über beide Ohren verliebt, doch jetzt hatte sich dieses Selbstbewusstsein in Luft aufgelöst. Sie sah aus, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen.

Er hockte sich hin und berührte sie am Bein. »Das ist ein alter Brauch in Indien. Der Bräutigam kriegt eine Rückenmassage. Die machen das so. Hat sie mir gesagt.«

Diane hob ihr Buch auf. »Das glaub ich dir nicht.«

»Meinst du vielleicht, ich würde mir sonst bei meiner Hochzeit von einer anderen Frau den Rücken massieren lassen?« Er drückte sich an sie. »Ich bin doch mit dir verheiratet, Zuckerschnecke.«

»Die haben wirklich diesen Brauch?«

»Sie hat mir diese seltsamen Wörter ins Ohr geflüstert. Ich glaube, sie wollte uns segnen.«

»Wirklich wahr?«

»Großes Ehrenwort.«

Diane ließ es zu, dass er sie auf die Wange küsste und sich auf dem Liegestuhl an sie schmiegte. Den Rest des Tages lagen sie am Pool, und als die Sonne hinter dem Pool versank, bedeckten sie ihre Beine mit einem Handtuch. Nach dem Duschen aßen sie in einem Restaurant namens Crab Shack zu Abend. Der Kellner hatte eine schwarze Fliege um den Hals, und die anderen männlichen Gäste trugen Seersucker-Anzüge. Unter dem Tisch fischte Diane immer wieder nach Chics Bein oder Hand. Einmal, als Diane beim Abbrechen eines Krabbenbeins Schwierigkeiten hatte und eine Grimasse zog, erinnerte er sich, wie sie im Physikunterricht über einer Prüfungsfrage gebrütet und mit fest zgedrückten Augen an ihrem Radiergummi herumgekaut hatte. Das war die Frau, mit der er sein Leben teilen würde. Er liebte sie oder glaubte es zumindest. Jedenfalls war er froh, dass sie nicht mehr wütend auf ihn war. Andererseits war da auch noch Lijy. Aber er hatte fest vor, sie nach ganz, ganz weit hinten zu drängen, in die hinterste Ecke seines Kopfes, zu den Spinnweben und dem tropfenden Wasserhahn, dorthin, wo er die Sachen zum Vergessen ablegte.

Als sie zurück in ihr Zimmer kamen, hängte Diane das Schild BITTE NICHT STÖREN an den Knauf. Chic kletterte aufs Bett. Diane zog sich das Abendkleid über den Kopf. Sie trug nur noch Höschen und BH.

»Hast du das schon mal gemacht?«, fragte sie.

Chick schüttelte den Kopf.

»Nervös?«

»Bisschen.«

Sie forderte ihn auf, sich auszuziehen, und Chick streifte schnell Schuhe, Hose und Hemd ab. Dann beobachtete er, wie sie den Gürtel aus seiner Hose fädelt. »Du warst böse, Chic Waldbeeser.« Sie hielt den Gürtel wie eine Peitsche. »Dreh dich um.«

»Du willst mich doch nicht mit dem Gürtel prügeln?«

»Vielleicht doch.«

»Aber das ist nicht ...«

»Mach einfach mit, Chic. Bitte.«

»tschuldigung.« Er drehte sich um und bemerkte, dass der Vorhang gegenüber vom Bett im Wind flatterte. Von draußen hörte er, wie die Küchentür von Jack's Hamburger Shack zu- knallte und jemand Abfall in die Mülltonne warf.

Mit der flachen Hand gab sie ihm einen saftigen Klaps auf den Hintern. »Gefällt dir das?«

»Nicht besonders.«

»Chic, bitte. Sag mir, dass es dir gefällt.«

»Es gefällt mir.«

Sie schlug mit dem Gürtel zu.

»AUUU! Verdammt.«

»Keine Rückenmassagen mehr.«

Sie schlug erneut zu.

»Auu!«

»Hast du verstanden?«

»Ja, verstanden.«

Sie ließ den Gürtel knallen und schenkte ihm ein schwüles Lächeln. »Macht doch Spaß, oder?«

Widerstrebend nickte er. Am liebsten hätte er sich unters Bett oder in eine Ecke verkrochen. Er schluckte schwer.

Dann knipste sie das Licht aus, und es wurde stockdunkel. Er konnte sie nicht sehen und hörte nur das Zischen des Bratfetts aus der Küche von Jack's Hamburger Shack.

Sie näherte sich dem Bett. »Sag was.«

»Hier«, flüsterte er.

»Red weiter.«

»Hier, hier, hier.«

Er spürte, wie sich das Bett einklappte, dann setzte sie sich rittlings auf ihn. Hielt ihn nieder. Sie drückte ihren feuchten Mund so fest auf seinen, dass ihre Zähne klirrend gegen seine stießen. »Oh, ich will dich, Chic. Willst du mich auch?«

Er versuchte, sich in eine bequemere Position zu winden, doch sie hatte ihn an den Handgelenken gepackt und drückte seine Arme über seinem Kopf ins Kissen.

»Willst du mich, Chic?«

»Ja.«

»Was ist dann los?«

»Kann mich nicht bewegen.«

Als sie ihn losließ, legte er sich anders hin und stützte sich auf die Ellbogen. Inzwischen hatten sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt, und er konnte ihren Umriss auf dem Bett erkennen.

»Irgendwas ist doch mit dir«, sagte sie.

»Es ist bloß ... weißt du ... ich hab's mir ein bisschen anders vorgestellt. Langsamer vielleicht.«

Sie warf den Gürtel weg, und die Schnalle polterte auf den Boden. »Dann mach du mal.«

Er küsste sie auf die Wange, doch sie nahm seine Hand und führte sie dahin, wo es warm und feucht war. »Komm auf mich drauf.«

Er folgte ihrer Aufforderung, und sie packte ihn am Hintern. Drückte und bohrte ihm die Nägel in die Haut.

»Du tust mir weh.«

»Komm schon, Chic. Nicht so lahm.«

»Ich bin nicht ...«

»Dann tu so. Komm schon. Mach's mir. Spritz mich voll mit deinem Saft.«

»Was?«

»Spritz mich voll mit deinem Saft.«

Es gefiel ihm nicht besonders, so was aus dem Mund seiner Frau zu hören. Es klang schmutzig. Er bewegte die Hüften vor und zurück, auf und nieder. Dabei hatte er keine Ahnung, was er da machte und wohin er stieß.

»Nicht so. Hier.« Sie nahm seinen Penis und half ihm hinein.

Chic erstarrte. O Gott. Seine Kopfhaut prickelte. Er war in ihr. Wie fühlte es sich an? Es fühlte sich ... na ja, es ... er konnte nicht richtig erklären, wie es sich anfühlte.

Sie streckte ihm die Hüften entgegen. »Komm. Mach schon.«

Er hatte Angst. Sie schien so ... *erfahren*. Die Toilette in der Spielhalle fiel ihm ein, und er bekam schlagartig Gewissensbisse.

»Los, gib's mir. Spritz mich voll mit deinem Saft.« Sie packte ihn an den Hüften und schob und riss, schob und riss. Schon nach zwei oder drei Stößen schloss Chic die Augen, seine Muskeln spannten sich an, und er sah eine Rakete beim Abschuss, aus der Flammen und Qualm schlugen. Mit aller Kraft bohrte er sich in sie hinein. Die Rakete hob ab. Sein Körper erschlaffte, und er sank mit einem lauten Seufzen auf sie.

Sie wand sich unter ihm heraus.

Er rollte sich auf den Rücken. »Hat's dir gefallen?«

»Nicht besonders, aber seinen Zweck erfüllt es hoffentlich.«
Damit hob sie ihr Höschen auf und verschwand im Bad.

Chic & Diane Waldbeeser & Lijj Waldbeeser

SEPTEMBER 1950 – JANUAR 1951

Nach Chics und Dianas Rückkehr aus Florida boten Dianas Eltern Unterstützung bei der Anzahlung eines Hauses an. Als Erstes besichtigten sie ein Cape-Cod-Cottage mit frei stehender Garage an der Edgewood Street, einer Sackgasse nicht weit von der Polizeiwache des Orts. Während Diane und ihre Eltern zusammen mit der Maklerin Phyllis Glover, die sie alle kannten, weil ihr Sohn und ihre Tochter mit Chic und Diane die Schule besucht hatten, mit dem Rundgang durch die vier Zimmer und das Bad begannen, stand Chic hinten im Garten. Nun, es war nicht der neue Teil von Middleville, doch immerhin hatte das Haus vor Kurzem eine neue Aluminiumverkleidung erhalten. Chic ließ sich auf Hände und Knie nieder und tastete über das Gras. Dann legte er die Wange darauf, um sich von den Halmen kitzeln zu lassen. An den Sommermorgen würde er barfuß über diesen Rasen laufen, während sein Hund in der Ecke dort drüben sein Geschäft erledigte. Er würde mit seinen Kindern im Gras spielen. Er ließ die Finger über die Spitzen der Halme gleiten. Dann stand er auf und wischte sich ab. Er hörte eine Tür und das Bellen eines Hundes. Hinter sich bemerkte er den Nachbarn, einen älteren Kerl, der ihn mit den Händen in den Taschen und einer aus dem Mundwinkel baumelnden Zigarette beobachtete. Chic nickte ihm zu. Der Mann nahm die Zigarette aus dem Mund und blies eine Rauchschwade in die Luft. Sein kleines Hündchen hockte mitten im Garten.

»Meine Frau und ich spielen mit dem Gedanken, das Haus zu kaufen«, sagte Chic.

Der Mann fixierte ihn mit zusammengekniffenen Augen.

Unwillkürlich stellte sich Chic vor, wie er und dieser Kerl sich in ein paar Jahren am Zaun Geschichten erzählten, während ihre Hunde im Garten heruntollten.

»Hey, wissen Sie, was für eine Art von Gras das ist?«

»Gras eben.«

»Ich meine, ist es Rispengras? Oder Fingergras?«

Der Mann starrte Chic an. »Sie sind doch einer von den Waldbeeser-Jungs, oder?«

»Stimmt.«

»Wie geht's Ihrer Mutter? Hab sie früher öfter in der Stadt gesehen, aber jetzt schon länger nicht mehr.«

»Meine Mutter ist eine stinkende Ratte. Und wagen Sie es ja nicht, mich noch einmal nach ihr zu fragen, verstanden?« Er ließ den Mann mit seiner Zigarette und seinem Hund stehen.

Drinne im Wohnzimmer stieß er auf Diane und ihre Eltern, die sich von Phyllis Glover etwas zum Thema Südfenster erklären ließen. Diane lächelte Chic an.

»Wir nehmen es«, erklärte Chic.

Dianes Vater warf ihm einen Blick zu, und Chic hatte sofort das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben.

»Schatz«, sagte Diane. »Wir waren doch noch nicht mal oben.«

»Genau, Chic. Geduld«, mahnte ihr Vater.

»Wieso sollte es uns oben nicht gefallen? Da sind bloß die Schlafzimmer. Wir sind doch nur zum Schlafen da oben.«

Drei Wochen später zogen sie ein. Chic hatte sein Leben da wieder aufgenommen, wo er es mit der Hochzeit unterbrochen hatte, und drückte jeden Morgen in der Konservenfabrik die Stechuhr. Mit einem Helm und einem weißen Labormantel stand er in einer großen, zugigen Halle und sah zu, wie die

Junior's-Konserven auf einem Fließband vorbeizogen. Er hatte die Aufgabe, Mängel zu entdecken – Dellen, eingerissene Etiketten, alles, was die Attraktivität einer Büchse in einem Ladenregal beeinträchtigen konnte. Wenn er etwas bemerkte, stoppte er das Band und sah sich die Sache genauer an. Chic hatte ein unbestechliches Auge für Schäden, und Mr. Meyers hatte ihm erklärt, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis er von der Qualitätskontrolle in eine leitende Stellung im ersten Stock befördert wurde, wo man an seinem eigenen Schreibtisch mit Bleistiften saß und eine Sekretärin hatte, die Telefongespräche entgegennahm. Genau genommen hatte Mr. Meyers Chic erzählt, dass er seinen Sohn Butch für so eine Position aufbaute. Butch war ein Jahr jünger als Chic und ging noch zur Schule, sah mit seinem Seitenscheitel und der Hornbrille aber jetzt schon aus wie ein leitender Angestellter; nach dem Unterricht arbeitete er zwei Stunden täglich als »Praktikant«, was im Wesentlichen bedeutete, dass er Mülleimer leerte.

Die Büros im ersten Stock kannte Chic gut. In seiner ersten Woche hier musste er dort Post abgeben, die sich zufällig in die Fertigungshalle verirrt hatte. Er fragte eine ältere Sekretärin, welches Büro Bascom Waldbeeser gehört hatte. Die Zeit seines Großvaters in der Fabrik lag schon fast fünfzehn Jahre zurück, trotzdem zeigte die Frau sofort auf eine geschlossene Tür. Es stimmte also. Nach der erfundenen Geschichte über die Gründung von Middleville war sich Chic nicht sicher gewesen, ob er überhaupt noch irgendwelche Aussagen seines Großvaters für bare Münze nehmen konnte. Chic schaute die Sekretärin an und fragte, ob er hineingehen durfte. Mit einem Nicken erteilte sie ihm die Erlaubnis, und Chic schob die Tür auf. Es war kein Büro, sondern ein Abstellraum voll mit kaputten Schreibmaschinen, Bleistiftschachteln und anderen Büroartikeln. »Er hatte keinen Schreibtisch«, erklärte die Frau, »bloß einen Handwagen.«

Chic wusste nicht genau, was sie meinte.

»Als er für die Arbeit in der Fertigung zu alt war, wurde er hier nach oben verlegt, um die Büros mit dem nötigen Material zu versorgen.« Sie deutete zu den Türen am Korridor. »Vor allem hat er aber den Abstellraum in Ordnung gehalten. Sie sind sein Enkel, oder?«

Chic nickte.

»Ist Ihre Mutter nicht gerade nach Florida gezogen?«

Chic schloss die Augen. Er wollte nicht über seine Mutter reden. Ständig fragten ihn alle nach seiner Mutter.

»Wie gefällt es ihr dort? Mir wäre Florida zu heiß. Aber angenehm im Winter. Hey, alles in Ordnung mit Ihnen? Sie sehen nicht besonders frisch aus. Geht's Ihnen gut?«

»Ich glaube, ich muss kurz an die frische Luft.«

»Klar, natürlich. Und wenn Sie mit Ihrer Mutter sprechen, richten Sie ihr bitte schöne Grüße von Ellen Hastings aus.«

Das Cottage musste in Schuss gebracht werden, und Chic machte sich an die Arbeit. An der Vorderseite pflanzte er Eschenahornsträucher. Er reinigte die Dachrinnen. Hinter der Garage baute er sich eine Werkbank und hängte an einem Brett darüber Werkzeug auf. Er nagelte eine Holzvertäfelung in die Essnische. Er strich die Schlafzimmerwände. Manchmal hatte er beim Arbeiten das Gefühl, beobachtet zu werden, und wenn er über seine Schulter blickte, bemerkte er seinen Nachbarn, der durch ein Fenster zu ihm herüberstarrte. Chic winkte, doch der Kerl ließ einfach die Jalousie herunter.

Diane beschränkte sich auf die leichte Hausarbeit. Jeden Morgen duschte Chic und brach auf zur Konservenfabrik. Wenn er mit seiner Brotzeitdose zum Umkleideraum unterwegs war, sah er oft Mr. Meyers in seinem Büro über der Fertigungshalle sitzen. Er trank immer eine Tasse Kaffee, hinter seinem Ohr steckte ein Bleistift, und war in die Papiere auf seinem Schreib-

tisch vertieft. Sein Gesichtsausdruck war ängstlich, als könnte die Kürbiskonservenfabrik jeden Moment vom Erdboden verschluckt werden und für immer verschwinden. In der Woche, als Chic in der Fabrik angefangen hatte, war Mr. Meyers vierzig geworden, und Chic fand es seltsam, dass dem Mann schon die Haare ausgefallen waren. Vierzig Jahre alt und komplett kahl. Chic wollte nicht, dass es ihm so ging, dass ihm vor lauter Angst schon in jungen Jahren die Haare ausfielen. Er wollte sich immer so fühlen wie jetzt mit neunzehn. Er lebte in Middleville, einer Stadt, deren Name nicht ganz passend war, da sie nicht in der Mitte des Bundesstaats lag, sondern ein Stück südwestlich davon. Wenn man von einem Flugzeug aus darauf hinabblickte, fiel sie wahrscheinlich gar nicht auf. Sie bestand einfach aus einer Ansammlung von Häusern, einer Schule, einer Tankstelle, zwei Parks und einigen Kirchen, die, wie im Juni der Mais, aus der Erde von Illinois sprossen. Manchmal stand Chic in seinem Haus und dachte darüber nach, dass das seine Heimatstadt war. Er kannte jeden hier: die Lehrer an der Highschool, die Leute in Stafford's Lebensmittelladen. Jeden. Und alle kannten ihn. Für Chic war das beruhigend, obwohl ihn alle als den Sohn des Mannes kannten, der sich im Winter zum Erfrieren hinter die Scheune gesetzt hatte. Jeden zu kennen bedeutete, dass das Leben seine Überraschungen verlor, und das kam Chic entgegen, weil er es nicht leiden konnte, wenn ihn das Leben aus dem Hinterhalt ansprang.

Zu Weihnachten schmückte Mrs. von Schmidt einen künstlichen Federbaum mit Goldkugeln und hängte Strümpfe an den Kaminsims. Als Chic die Strümpfe bemerkte, starrte er sie mit den Händen in den Hosentaschen an. Als Kind hatte er Weihnachten immer nur so erlebt, dass seine Mutter in der Küche leise vor sich hin fluchend mit Töpfen und Geschirr schepperte. Den ganzen Vormittag über bereitete sie Schinken

mit Ananasscheiben vor, während sein Vater im Wohnzimmer Scotch trank und hinaus auf den Schnee starrte. Sobald alles fertig war, gingen alle ins Speisezimmer zum Essen: er, seine Mutter, Buddy, sein Großvater und seine Großmutter June. Immer wieder forderte sein Großvater seinen Vater auf, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, doch der aß weiterhin in seinem Sessel im Wohnzimmer mit dem Teller auf dem Schoß. Ständig brüllte sein Großvater seinen Vater an, obwohl er in Wirklichkeit gar nicht brüllte, denn dazu war er gar nicht in der Lage, doch es war so gemeint. Sein Vater blieb einfach auf seinem Platz sitzen, während sich sein Großvater darüber ausließ, dass er, Chics Vater, sich endlich »zusammenreißen« sollte.

Mr. von Schmidt hatte eine Gitarre mit Nylonsaiten, und nach dem Weihnachtessen nahm Chic sie und zupfte ein wenig daran herum, um seinen Schwiegervater zum Spielen zu ermuntern. Vielleicht, um ein Weihnachtslied zu begleiten. Doch Mr. von Schmidt hatte die strumpfsockigen Füße auf den Couchtisch gelegt und war auf dem Sofa eingeknickt, während Diane und ihre Mom in der Küche den Abwasch erledigten. Chic stellte die Gitarre ab und klaubte in seinen Geschenken herum: ein Paar Wollsocken und die Zinnstatue eines Vaters mit einem kleinen Jungen an der Hand und einem Hund.

Als Diane ihn eine Stunde später bat, kurz das Eis von zu Hause zu holen, tat ihr Chic gerne diesen Gefallen. Die Langeweile hing wie ein riesiger Fesselballon im Wohnzimmer der von Schmidts, und außerdem hatte er bei solchen Besorgungen immer Gelegenheit, nach Lijy zu sehen. Seit der Rückenmassage bei der Hochzeitsfeier ging sie ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte keine Ahnung, warum das passiert war, und es war ihm auch völlig egal. Obwohl sie ihm so gutgetan hatte, war es eigentlich auch nicht die Rückenmassage, die seine Fantasie entfachte, sondern die Tatsache, dass sie ihn einfach

gepackt, zu einem leeren Tisch geschleift und aufgefordert hatte, die Smokingjacke abzulegen und das Hemd aus der Hose zu ziehen. So etwas hatte zuvor noch niemand mit ihm gemacht – ohne Anlass und wie aus dem Nichts. Chic wusste, dass es falsch war, an sie zu denken, doch er konnte nicht anders. Wie ein toter Ast in einem Gewitter. Wenn es um Lijj Waldbeeser ging, war er völlig machtlos.

Buddys Haus hatte klassizistische Säulen und eine Auffahrt in Form einer Kehre, auf der man nie den Rückwärtsgang benutzen musste. Chic hielt ein Stück entfernt und kramte das Fernglas unter dem Sitz heraus. Durch das Wohnzimmerfenster sah er, wie Lijys Hände über Buddys Schultern glitten. Buddy schien sich gar nicht für die Rückenmassage zu interessieren, die er gerade bekam. Er las Zeitung. Lijj beugte sich vor und küsste ihn aufs Haar.

Eines Morgens im Sommer nach seinem Schulabschluss hatte Buddy seine Münzsammlung in zwei Hartschalenkoffer gepackt und den Kopf durch Chics Tür gesteckt – Chic saß gerade mit dem Rücken am Bett auf dem Boden und las ein Batman-Heft –, um sich zu verabschieden. Bevor Chic etwas erwidern konnte, trabte Buddy schon die Treppe hinunter. Chic hörte, wie sich die Haustür knarrend öffnete und wieder zuknallte. Er erhob sich und schaute durchs Fenster. Gerade durchquerte Buddy mit seinen zwei Koffern den Vorgarten. Auf dem Kiesbankett neben der Route 121 stellte er sie ab und legte die Hand schützend über die Augen, um in der grellen Sonne Ausschau nach einem Auto zu halten.

Chic stieß das Fenster auf und schrie ihm nach: »Owey willst du inhey?«

»Soll das etwa unsere Geheimsprache sein?«

»Vielleicht.«

»Das stimmt so nicht.«

»Wo willst du hin?«

»Darüber will ich nicht reden.«

»Ohin-vey?«

»Hör auf mit dem Quatsch.«

»Wo fährst du hin?«

»Ich verschwinde von hier. Mit Middleville bin ich fertig.«

»Ommst-key hudu iewieder?«

»Hör schon auf damit. So ist es falsch. Du kannst es nicht.«

Buddy wandte sich wieder der Straße zu. Es war kein Auto zu sehen, nur Kürbisfelder und ein staubiger Graben. Chic schloss das Fenster und vertiefte sich wieder in sein Comic-Heft. Er kannte Buddy doch, das war bloß ein Trick, um auf sich aufmerksam zu machen. Sicher fuhr er nur in die Stadt und war vor Einbruch der Dunkelheit wieder hier in seinem Zimmer, um seine Münzen zu polieren und aufs Essen zu warten.

Einige Stunden später wurde Chic von seiner Mutter zum Abendessen gerufen. Der Tisch war für drei gedeckt. Sie teilte Chic mit, dass Tom McNeeley nicht zum Essen kommen würde. Chic griff nach seiner Gabel und lud sich Kartoffelpüree darauf. Seine Mutter fragte, wo Buddy war. Chic erklärte, dass er losgezogen war, um aus Middleville zu verschwinden, und dass er vielleicht nach ... Er wusste nicht, wo Buddy hinwollte. Jedenfalls hatte er zwei Koffer auf die Straße hinausgeschleppt. Achselzuckend begann seine Mutter zu essen. »Der kommt schon wieder.«

Seit Beginn des neuen Jahrs saßen Diane und ihre Mutter viel in der Küchennische zusammen. Manchmal lugten sie kurz zu Chic hinüber, der in seinem Lehnstuhl saß und *The Life of Riley* oder *The Lone Ranger* im Fernsehen sah, ehe sie sich wieder flüsternd und kichernd in ihre Nische zurückzogen. Wenn Chic nicht so in seinen Tagträumen von Lijy gefangen gewesen wäre, hätte er gemerkt, dass Diane schwanger war. Diese

Tagträume ließen sich nicht abschütteln. Zuerst glaubte er, die Sache im Griff zu haben: Wenn der Zeitpunkt gerade unpassend war, musste er sie bloß aus seinen Gedanken verscheuchen, und damit gut. Doch das gelang ihm einfach nicht, also schloss er die Augen und dachte daran, wie sie am Rand des Tanzparketts stand und sich Fusseln von ihrem Sari zupfte. Daran, wie sie ihm den Rücken massiert hatte. Daran, was sie wohl machte, während Buddy unterwegs war und den seltsamen Geschäften mit seinen Münzen nachging. Er wollte wieder ihre Berührung spüren. Er hielt es fast nicht mehr aus. Dann hielt er es wirklich nicht mehr aus. Eines Abends, als er sich sicher war, dass Buddy nicht in der Stadt war, parkte Chic einige Blocks entfernt von der Magnolia Street, ging zu Buddys Haus hinüber und stieg die Stufen zur Veranda hinauf. Ehe er klopfte, strich er sich schnell das Haar zurecht.

Sie öffnete die Tür und blinzelte ihn an.

»Ich bin Chic. Buddys Bruder.«

»Ich weiß, wer du bist.«

»Na ja, man könnte meinen, du weißt es nicht.«

»Hast du Buddy draußen irgendwo gesehen?«

Chic drehte sich um. Die Straße war menschenleer. Es war acht Uhr an einem Dienstag.

Lijy packte ihn am Arm und zog ihn hinein.

»Bist du sicher, dass du Buddy nicht gesehen hast?«

»Ich dachte ... ist er nicht verreist?«

»Ich weiß nie, wann er hier ist oder weg oder sonst wo. Hast du heute schon mit ihm geredet?«

Chic merkte, dass sie aufgeregt war. »Ich rede nicht so oft mit Buddy.«

»Ich weiß nicht, wann er heimkommt. Vielleicht morgen. Oder übermorgen. Vielleicht erst später. Ich dachte, du schaust vorbei, weil du ihn sprechen willst.«

»Ich schau vorbei, um dich zu sehen.«

Das hätte ihr klar sein müssen – natürlich, er wollte sie sehen. Sie erinnerte sich an die Hochzeit, an die Rückenmassage. Dann hatte sie plötzlich eine Idee.

»Willst du dich nicht hinsetzen?« Sie zeigte auf das Sofa.

Chic ließ sich nieder. Lijy ließ sich neben ihm nieder, dann kam sie sich komisch dabei vor und setzte sich in den Lehnstuhl gegenüber von ihm.

»Möchtest du Musik hören?«

Chic nickte.

Lijy stand auf und legte eine Platte auf. »In a Sentimental Mood« von Duke Ellington. Sie schloss die Augen und folgte nickend der Melodie. Als das Stück zu Ende war, verriet sie Chic, dass es sie an Buddy erinnerte. Er hatte ihr die Platte gekauft, oder vielleicht hatte er sie auch schon gehabt. Sie wusste es nicht mehr. Sie erkundigte sich, ob ihm das Lied gefiel, und Chic sagte Ja, obwohl er gar nicht richtig zugehört hatte. Er konnte nicht fassen, dass er ihr hier in ihrem Wohnzimmer gegenüber saß. Er trat ans Fenster und zog den Vorhang zurück, um hinaus auf den Rasen im Vorgarten zu schauen.

»Ist es okay, dass ich hier bin?«

»Wenn Buddy jetzt durch die Haustür käme, würde er durchs Zimmer marschieren und dich nicht mal bemerken.«

Für Lijy hatte Chic große Ähnlichkeit mit Buddy: verquollene, traurige Wangen, die dem ganzen Gesicht etwas Düsteres verliehen. Er sah trauriger aus als traurig. Zerstört. Nein, das stimmte nicht ganz. Dafür war er noch zu jung. Er sah aus, als befände er sich auf dem Weg zur Zerstörung. Auf diesem Weg war auch Buddy, mit dem Auto am Straßengraben gestrandet, die Motorhaube offen. Sie konnte diejenige sein, die das änderte – bei Buddy. Das war alles, was sie wollte, was sie bewegte. Sie wollte diejenige sein, die ihm half, und sie wusste, dass sie

dazu in der Lage war. Sie hatte versucht, mit Buddy darüber zu sprechen, aber er war nie richtig da, nie richtig anwesend. Schon öfter hatte sie ihn bei einem angeregten Gespräch mit einem Phantom beobachtet, mit der Wand. Einmal hörte sie, wie er in der Küche über dies und jenes schwadronierte, und als sie durch die Tür trat, zeigte er mit dem Finger ins Nichts und fauchte: »Und genau das hast du nicht gemacht.« Doch meistens starrte er bloß ins Leere, auf einen Fleck an der Wand, und wenn sie fragte, ob er sie gehört hatte, antwortete er: »Nein, entschuldige. Hast du was gesagt?«

Lijj überlegte, ob ihr Chic vielleicht helfen konnte. Vielleicht konnte er mit Buddy reden. Sie war drauf und dran, damit herauszurücken und sich zu der Frage durchzuringen, ob er nicht für sie mit Buddy sprechen wollte, da meldete sich Chic mit einer eigenen Idee zu Wort.

»Also, äh, ich hab mir gedacht, ähm, meinst du, ich könnte noch mal so eine Rückenmassage bekommen?«

Stumm starrte sie ihn an.

»Damit würdest du mir einen echten Gefallen tun. Ich hab ziemlich schlimme ...« Er drehte den Kopf hin und her, um den Hals zu strecken.

Sie stand auf und ging zum Plattenspieler. »Macht es dir was aus, wenn wir das Stück noch mal hören?«

»Hast du vielleicht ›Move It on Over‹ oder ›Long Gone Lonesome Blues‹? Die Rückseite von ›Long Gone‹ ist auch nicht schlecht, ›My Son Calls Another Man Daddy‹. Hank Williams mag ich wirklich gern. Buddy hat bestimmt ein paar Platten von ihm.«

»Vielleicht brauchen wir gar keine Musik mehr.«

Lijj holte einen Stuhl aus dem Speisezimmer. Chic erhob sich und knöpfte schnell sein Hemd auf. Auch das Unterhemd zerpte er sich über den Kopf. Dann setzte er sich auf den Stuhl.

Lijy begann mit seinen Schultern und drückte die Daumen in die verspannten Muskeln zu beiden Seiten seines Halses.

»Kannst du mir diese Wörter ins Ohr flüstern?«

»Was soll ich dir ins Ohr flüstern?«

»Diese Wörter. Amsa-dingsbums. Und noch was anderes. Weiß nicht mehr.«

»Amsa Phalak.«

»Ja, genau. Das musst du flüstern.«

Lijy legte die Hände auf seinen mittleren Rücken. »Das ist Vrihati«, flüsterte sie. »Das ist ein Bindu, ein Energiepunkt.« Sie drückte mit dem Daumen darauf. Chic ächzte wohligh und spürte, wie sich die Anspannung in seinen Schultern löste. Sie schob die Hände wieder hinauf zu seinen Schulterblättern. »Dein Amsa Phalak.«

»Flüster weiter.«

»Amsa.« Das »a« klang wie ein langer Seufzer.

Lijy hatte Buddy in einem Restaurant an der Grant Avenue im Chinesenviertel von San Francisco kennengelernt. Sie kam aus Stockton, wo ihr Vater als Tagelöhner für einen Spargelbauern arbeitete. Ohne jemandem ein Wort zu sagen, war sie in einen Bus gestiegen. Sie war ehrgeizig. Und dann, in einem Restaurant in Chinatown, in das sie spontan gegangen war, um eine Tasse Tee zu trinken, sah sie Buddy Waldbeeser, der sich mit einer Serviette im Hemdkragen tief über eine Schüssel Nudeln mit Schweinefleisch beugte und sich mit den Stäbchen abmühte. Er war zu einem Numismatikerkongress in der Stadt, und sobald er Lijy in ihrem Sari erblickte, konnte er nicht aufhören, zu ihr herüberzuschielen. Immer wenn sie ihn dabei ertappte, wandte er schnell den Blick ab und beschäftigte sich mit seinem Nudelgericht. Schließlich stand sie auf und steuerte auf ihn zu, weil sie sich vorgenommen hatte, ihre Schüchternheit zu überwinden. Buddy schaute auf. »Sie sind

keine Chinesin, oder?« Er verriet ihr, dass er im Mark Hopkins Hotel wohnte. Er erzählte ihr von der Cocktail-Lounge Top of the Mark mit Blick auf die Bucht von San Francisco und die Golden Gate Bridge. Er stamme aus Illinois, und dort, so sagte er, müsse man aufs Dach steigen, um eine Aussicht zu haben, und selbst dann gebe es nicht viel zu sehen außer Maisfelder und andere Dächer oder vielleicht einen vorbeifliegenden Vogel. Er versprach ihr, ihr den Panoramablick zu zeigen, wenn er mit seinem Essen fertig sei.

Auf dem Weg zur Geary Street kaufte ihr Buddy an einem Blumenstand einen Strauß Rosen. Es war das erste Mal, dass ihr ein Mann Blumen schenkte. Buddy bestand darauf, dass sie sie wie ein Baby im Arm hielt, und sie folgte seiner Bitte. Mit der Straßenbahn fuhren sie zum Nob Hill. Lijy hatte noch nie so ein golden glänzendes Gebäude gesehen wie das Mark Hopkins Hotel. Buddy auch nicht, doch das wusste sie nicht. Sie nahmen den Aufzug zum achtzehnten Stock. An der Bar bestellte er sich einen Gibson, während sie an die Fensterfront trat. Die Aussicht traf sie wie ein Schlag in die Magengrube. Das Panorama, die Weite, die Bauten, die Menschen, alles in Bewegung und achtzehn Stockwerke unter ihr, wie eine heranrollende Welle, und sie konnte nichts weiter tun als dabei zusehen. Sie spürte, wie ihre Knie weich wurden. Buddy holte ihr einen Stuhl und reichte ihr eine Schale Nüsse, die sie aber ablehnte. Nachdem er sich neben ihr niedergelassen hatte, zeigte er auf eine Stelle, wo zwei Fenster aufeinandertrafen, und erzählte ihr, dass das die »Ecke der Tränen« war. Als die Soldaten in den Krieg mussten, so erklärte er, standen dort ihre Frauen und Freundinnen und tupften sich die feuchten Augen, während sie beobachteten, wie die Schiffe mit ihren Liebsten aus der Bucht glitten. Er legte ihr die Hand aufs Bein. Sie sagte ihm, dass sie nicht besonders oft weinte, und er antwortete, dass er kein Soldat war.

Chic hatte sein Hemd noch nicht wieder angezogen, sich noch nicht einmal von seinem Stuhl erhoben. Lijy setzte sich aufs Sofa. Die Sache mit der Rückenmassage war erledigt, jetzt konnte sie endlich reden. Sie beklagte sich, dass Buddy die ganze Zeit fort war, und erzählte Chic, dass er ihr in Middleville ein ruhiges Leben versprochen hatte, ein Leben, in dem sie »ihre eigene Herrin« war. Und es stimmte: Middleville war ruhig, und sie war ihre eigene Herrin. Aber es gefiel ihr nicht, nichts davon, nicht im Mindesten. Ehrlich gesagt, hasste sie es. Sie kam sich vor, als säße sie in einem dunklen Zimmer und die ganze Stadt würde einen Scheinwerfer auf sie richten. Es war sogar schlimmer als in Stockton, wo es wenigstens noch andere Inder gab. Hier konnte sie nicht einmal einen Fuß ins Stafford's setzen, ohne dass Kinder um die Ecken der Lebensmittelregale lugten, um sie zu beobachten. Und die meisten Leute redeten nicht mit ihr, und wenn doch, sprachen sie ganz langsam, als könnte Lijy ihnen nicht folgen. Sie hoffte, dass Chic alles verstanden hatte. (Er saß nur lächelnd da und runzelte ab und zu die Stirn.) Chic musste unbedingt für sie Alarm schlagen, damit Buddy begriff, dass sie am Ertrinken war. Sie hatte gehofft, ihn zu bekommen, wirklich ihn, wenn sie mit nach Middleville kam. Doch alles, was sie bekommen hatte, war ein großes, leeres Haus und eine Menge Schweigen.

Nachdem Lijy zu Ende war, ging Chic ins Bad. Er wusste, wie es war, ein Außenseiter zu sein. Er wollte ihr helfen, sich einzufügen und eine waschechte Bewohnerin von Middleville zu werden. Diese Mühe machte sich Buddy nicht. Es war ihm einfach nicht wichtig, weil er viel zu sehr mit seinen verdammten Goldmünzen beschäftigt war. Chic dagegen war es wichtig, wirklich und wahrhaftig, und er war überzeugt, dass er nur den ersten Schritt machen musste, dann würde sie ihn ins Schlafzimmer führen und sich langsam von ihm den Sari

ausziehen lassen. Dann würde sie ihn küssen – nicht grob und aggressiv wie Diane, sondern sanft –, und beide würden zwischen den Küssen schüchtern kichern, weil sie so nervös waren, und da er der Erfahrenere war, musste er die Führung übernehmen.

Lily stand am Herd und hatte ihm den Rücken zugewandt. Sie hatte den Teekessel aufgesetzt.

»Entschuldige.«

Sie drehte sich um.

Chic trug nur noch Boxershorts und schwarze Socken. Seine Hüften bewegten sich langsam vor und zurück, als würde er es mit einer Unsichtbaren treiben. Er merkte gar nicht, was er da tat.

»Ich könnte dir helfen, damit dich die Leute nicht mehr so anstarren.«

Sie sah aus, als wäre sie kurz davor, sich auf ihn zu stürzen, und gleich würden sie sich gegenseitig an den Wangen packen und in einen leidenschaftlichen Kuss versinken. Hinter ihr fing der Teekessel an zu pfeifen.

»Chic, was machst du denn da?« Sie schaltete die Platte aus. »Hörst du bitte damit auf, deine Hüften so zu bewegen?«

»Tut mir leid.«

»Chic, warum hast du nur die Unterhose an?«

»Du hast mir den Rücken massiert.«

»Weil du mich drum gebeten hast.«

»Bei der Hochzeit nicht. Du hast mich einfach am Arm gepackt.«

»Tut mir leid, wenn du das falsch verstanden hast. Ich liebe deinen Bruder. Wirklich. Aber du hast so traurig ausgesehen. Ich dachte, ich kann dir helfen. Und dass du mir helfen kannst.«

»Traurig?« Das Wort lastete auf ihm wie ein schweres Gewicht. »Ich bin nicht traurig.«

»Ich spüre es in deinen Muskeln. Auch bei deinem Bruder spüre ich es in den Muskeln.«

»Was spürst du? Wie willst du das denn spüren? Wovon redest du eigentlich? Ich bin nicht traurig. Und Buddy auch nicht.«

»Schon gut, Chic. Du hast jetzt Diane, und dein Bruder hat mich. Alles wird gut.«

Auf dem Weg nach Hause hielt er vor Gene's Eisdiele und kaufte Schokoladeneis in der Waffel mit Streuseln, Dianes Lieblingsorte. Er war entschlossen, einen schönen Abend zu verbringen. Eis und *The Ruggles* oder Ed Sullivan im Fernsehen, dazu würde er vielleicht den Arm um seine Frau legen, wie es sich gehörte, wie es sich für einen Ehemann gehörte. Traurig? Er war nicht traurig. Er war der glücklichste Mensch der Welt. Er war verheiratet, und er spielte mit dem Gedanken, sich einen Hund anzuschaffen und ihn Cody zu nennen.

Zu Hause hörte er Diane in der Wanne planschen. Er versuchte die Badezimmertür zu öffnen, aber es war abgesperrt. »Schatz.«

»Bin gleich fertig.«

Dann hatte er eine Idee. »Mach auf, Schatz.«

»Ich bin in der Wanne.«

»Mach auf.«

Er hörte, wie sie aus dem Wasser stieg. Ihre nassen Füße tappten über das Linoleum. »Ich will dich rauf ins Schlafzimmer tragen und aufs Bett legen und dich auf den Bauch küssen, auf die Beine, den Hals, die Wangen, die Ohren.«

Sie schloss die Tür auf. Sie hatte sich ein Handtuch um den Oberkörper geschlungen. Ihr Haar tropfte. Der Spiegel hinter ihr war mit Dampf beschlagen.

»Du hast das Licht bei der Couch brennen lassen. Hab ich von der Einfahrt aus gesehen.« Er streckte ihr die Eiswaffel hin. »Ich hab mich getäuscht.«

»Was redest du denn da, Chic?«

»Ich dachte, du bist stürmisch, aber jetzt ist mir klar, dass das nicht stimmt. Ich bin nicht traurig. Wirklich nicht.«

»Stürmisch?«

»Na ja, wild eben. Ich möchte dich halten. Ja, das möchte ich. Wir nehmen eine Decke und schmiegen uns aneinander.«

Sie löste ihr Handtuch. Sie war im vierten Monat, und ihr Bauch wölbte sich leicht, wie ein kleiner Hügel mitten in flachem Land.

Er wurde kreidebleich. »Ich ... Du bist ...« Er schluckte schwer. Er musste daran denken, wie sein Vater im Wohnzimmer gesessen und aus dem Fenster gestarrt hatte. Jeden Morgen hatte er das Familienauto aus der Kieseinfahrt gesteuert, um es am Abend wieder sorgfältig dort abzustellen. Er dachte an seine Mutter, die die Veranda des Farmhauses so heftig kehrte, dass sich das Scharren der Besenborsten wie Schreie anhörte.

»Alles in Ordnung, Chic?«

Er drückte die Waffel. Sie zerbröselte, und das Eis triefte über seine Hand und auf den Teppich. Er schwankte.

»Chic! Schatz?«

Seine Augen verdrehten sich nach hinten, und er stieß einen leisen, tierhaften Laut aus, halb Seufzen, halb Stöhnen.

Dann wurde er ohnmächtig.